

(Wie) kann die kritische Psychologie feministische antirassistische Ansätze unterstützen?

Burman, Erica

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Burman, E. (2006). (Wie) kann die kritische Psychologie feministische antirassistische Ansätze unterstützen? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 30(1), 45-71. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288724>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Erica Burman

(Wie) kann die kritische Psychologie feministische antirassistische Ansätze unterstützen?

Dieser Artikel stellt antirassistische und feministische Ansätze in Relation zur kritischen Psychologie und gibt an, welche Herausforderungen an die kritische Psychologie mit einer adäquaten Reaktion auf diese Ansätze verbunden sind. Zuerst wird der aktuelle Stand der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Feldern dargestellt; dann, worum es dabei für die kritische Psychologie geht. Es wird behauptet, dass die kritische Psychologie es sich kaum leisten kann, neuere feministische antirassistische Argumentationen zu ignorieren und dass diese sich auf Form und Inhalt der kritischen Psychologie auswirken werden. Drittens befasst sich die Autorin mit den Kämpfen und Strategien, die während des langwährenden Engagement zwischen feministischen und antirassistischen Ausrichtungen stattfanden, um dann – viertens – die Diskurse der Ethnisierung, die in letzter Zeit sowohl innerhalb der Psychologie als auch anderswo Konjunktur haben, zu problematisieren. Anhand der Beschreibung intrafamiliärer Gewalt und Minorisierung wird veranschaulicht, welche Konsequenzen sich aus der Vernachlässigung der Intersektion von Rasse/Ethnie und Gender ergeben. Es werden Quellen erschlossen, aus denen eine bessere und engagiertere Zusammenarbeit zwischen kritischer Psychologie und antirassistischer feministischer Arbeit schöpfen könnte, darunter auch solche, die auf den Trend zur Psychologisierung hinweisen, gegen den sich kritische Psycholog/innen wenden, für den sie aber selbst anfällig sind. Schließlich erfolgen Verweise auf unterschiedliche Varianten feministischer antirassistischer Arbeit, zu denen die kritische Psychologie konkrete und wichtige Beiträge leisten könnte – sei es durch praktisch-psychologische Interventionen oder durch die Vertiefung begrifflich-politischer Analyse.

Schlüsselbegriffe: Rassismus, Asyl, Immigrationsgesetzgebung, postkoloniale Theorie, psychische Gesundheit

Darüber, was kritische Psychologie ist, was sie tut, wie gut sie es tut und warum, gibt es viele und lang währende Debatten. Wie auch immer die Definition ausfällt, steht meist außer Frage, dass diejenigen, die kritische Psychologie betreiben, eine höchst heterogene Gruppe sind – theoretisch,

methodologisch und politisch und auch dahingehend, wie wir diese Bereiche gegeneinander gewichten. Allzu oft sind die Diskussionen über unsere unterschiedlichen Projekte so angelegt, dass sie kein Engagement einfordern, oder aber sie wurden durch die liberalen Strukturen akademischer Debatten, die gleichschwebende Aufmerksamkeit für alle Sichtweisen einfordern und die Bewertung dessen von sich weisen, worum es in Konflikten oder bei Diskrepanzen geht, bereinigt und auf Hochglanz poliert. Meiner Auffassung nach ist kritische Psychologie kein kohärentes Unterfangen. Kritische Arbeit bezieht ihre Kraft aus dem, was sie tut, nicht aus dem, was sie ›ist‹ (und dies gilt nicht erst seit dem – unter anderen von Butler angestoßenen – Trend von Identität zu Performanz). Es geht nicht darum, Kohärenz anzustreben oder Konsens zu verschreiben, aber auch nicht einfach um die Zelebrierung unserer Pluralität. Es geht vielmehr darum, was die Konsequenzen dieser fragmentierten kritischen Psychologie sind, und darum, die Landkarte nachzuzeichnen, welche sowohl ihre heterodoxe Kreativität als auch ihr Zentrum und dessen Peripherie bestimmt.

Es mag sein, dass meine aus dem Kontext der britischen Psychologie heraus angestellten Überlegungen für jene, die außerhalb des Fokus der europäischen bzw. US-amerikanischen Psychologie stehen, sehr speziell oder engstirnig klingen – wenngleich ihr unsere Debatten zweifellos nur zu gut kennt. Aber ich finde die Art, wie die britische Sozialpsychologie in letzter Zeit als Quelle analytischer Schlüsselkategorien gehandelt wird, mit deren Hilfe die Auslassungen, Ausschließungen und Verdrängungen der US-amerikanischen Psychologie abgefedert (oder einfach deren Dominanz eingedämmt) werden könnte, ungefähr so glaubhaft wie den fälschlichen Eindruck, der sich während der kürzlichen Invasion des Irak bei Teilen der britischen Öffentlichkeit breit machte, demzufolge Blair die US-amerikanische Außenpolitik anführte. Das tat er nicht – aber das heißt keineswegs, dass er keine andere Wahl hatte, als sich ihr anzuschließen. In jedem Fall umfasst die kritische Psychologie Theoretische Psychologie, Diskursive Psychologie und dekonstruktivistische und post-strukturalistische Bewegungen – und damit theoretische Ausrichtungen, die auf unterschiedliche Weise psychologisch-akademische Wissensbil-

dung und Forschungspraxis beschreiben, sich in ihr oder gegen sie engagieren, sie bewerten und manchmal ihre Veränderung einfordern. Nun geht es mir aber weniger darum, die kritische Psychologie oder sonst eine Variante der Psychologie zu verbessern als darum, politische Praxen zu verändern, auch wenn ich die ebenfalls politische Rolle der psychologischen Theoriebildung dabei nicht herunterspielen möchte. Aber wenn wir bewerten wollen, um *welche* Art politischer Wirkungen von Theorie es geht, dann müssen wir auch politische Rahmenbedingungen ernst nehmen, die außerhalb der Psychologie liegen und sich von außen in sie einschreiben.

In diesem Aufsatz geht es mir um das, was ich feministische antirassistische Arbeit nennen möchte. Ich verstehe diese als eine Ansammlung konzeptuell-politischer Debatten, die feministische und antirassistische Theorie und Praxis miteinander in Verbindung bringen. In den USA ist diese Art von Arbeit sowohl mit der Bürgerrechtsbewegung als auch mit dem *second wave feminism* verbunden und wird hauptsächlich von schwarzen Feministinnen praktiziert (vgl. Davies, 1981; Hill Collins, 1990; Lorde, 1984; Hooks, 1990). Die von mir verwendeten Quellen dagegen beziehen sich auf die entsprechenden, aber doch anders nuancierten britischen Varianten (vgl. z. B. Amos & Parmar, 1984; Bhavnani, 1993; Brah, 1996; Carby 1992; Lewis, 1996; Mama, 1984). Diese kritischen Arbeiten haben die feministische Theoriebildung aufgefordert, den strukturellen Rassismus sichtbar zu machen, der feministische Arbeiten oft durchzieht (etwa indem von eurozentrischen Familienkonzepten ausgegangen wird oder wenn es um die ›Wahl‹ der Familiengründung geht), und zugleich auf die sexistischen Untertöne antirassistisch und sozialistisch orientierter Bewegungen aufmerksam gemacht, deren organisatorische Strukturen oft Frauen und feministische Belange marginalisieren (vgl. z. B. Rowbottom et al., 1979; Phillips, 1991).

Auch außerhalb dieser wechselseitigen Kritik feministischer und antirassistischer Arbeit ist – in Großbritannien und anderswo – mittlerweile ein Kanon analytischer Fragestellungen entstanden, der die Artikulation der Struktur von Geschlecht, Klasse und Ethnisierung komplexer und differenzierter gemacht hat (vgl. z. B. Anthias & Yuval-Davis, 1992;

Brah, 1996). Als besonderer Fall des feministischen Prinzips, dass ›das Persönliche politisch sei‹, werden die Diskurse von Staatlichkeit, Nation und Kultur als Hauptachsen erkannt, entlang derer Frauen positioniert werden (durch spezifisch auf Genderkategorien bezogene Normen, insbesondere der Sexualität und Reproduktion) (vgl. Gupta, 2003). Feministische Analysen haben sich darauf konzentriert, wie Klassenprivilegien oder kulturelle Vorteile diese Tatsachen verdeckt haben, teilweise sogar die Interessen der Frauen entzweit haben (Ramazanoglu, 1989). Sie haben auch gezeigt, dass die Politik der Kolonialisierung stets den Rahmen dafür vorgab, wie sich das herausbilden konnte, was als europäische weibliche und sogar, was als europäische feministische Identität gilt (vgl. Grant, 1996; Ware, 1992).

Ich möchte nun einige der tatsächlichen und potentiellen Auseinandersetzungen zwischen den feministischen antirassistischen Ansätzen und der aktuellen kritischen Psychologie untersuchen. Dabei wird deutlich werden, dass ich genau so eingehend danach frage, wie feministische antirassistische Arbeiten einen ›Beitrag‹ zur kritischen Psychologie leisten können, wie danach, wie die kritische Psychologie dasselbe für feministische antirassistische Arbeit tun kann. Das Modalverb ›kann‹ signalisiert hier sowohl die Frage nach der Möglichkeit als auch die nach der Fähigkeit, aber auch die nach Engagement und Motivation. Kann die kritische Psychologie einen solchen Beitrag erbringen? Wird sie es tun, sollte sie und will sie es tun? Vielleicht sollte ich von nun an, entgegen der im Titel angedeuteten Reifizierung ›der‹ kritischer Psychologie nicht mehr von ›ihr‹, sondern von ›kritischen Psycholog/innen‹ sprechen.

Ich möchte nun zeigen, wie die Auseinandersetzung der kritischen Psychologie mit feministischer antirassistischer Arbeit tatsächlich aussieht. Gleichzeitig geht es mir darum aufzuzeigen, wie diese Auseinandersetzung m. E. in der Zukunft aussehen sollte. Wie gut wir das erreichen können (und ich richte diese kritische Frage auch an mich selbst), hängt davon ab, wie sehr oder ob wir überhaupt bereit sind von feministischen antirassistischen Ansätzen – als einer Quelle kritisch-politischer Sichtweisen außerhalb der akademischen Psychologie – zu lernen.

Dilemmata des Helfens

Zunächst möchte ich etwas über das Helfen sagen. Ist dies der richtige konzeptionelle Rahmen, um die Beziehung zwischen kritischer Psychologie und feministischer antirassistischer Arbeit zu fassen? Die Motivation zu helfen hat heutzutage eine schlechte Presse. Unsere Analysen des ›Helfens‹ zeichnen dieses als befleckt durch das Erbe von Paternalismus und Kolonialismus – wenngleich es später auch weitere und widersprüchliche Auslegungen durch den christlich inspirierten Philanthropiebegriff erfahren hat (vgl. Gronemeyer, 1993). In feministisch-kritischen Arbeiten wurden auch Konzepte wie ›Empowerment‹ oder die Rede vom ›Verleihen einer Stimme‹ für ihre naive Wiederholung bestehender Machtbeziehungen kritisiert (vgl. Bhavnani, 1990; Carr et al., 1998). Überdies besteht die implizite Norm der helfenden Beziehung oft darin, dass diejenigen, denen geholfen wird, in diesem Prozess nach und nach so werden sollen oder wollen wie die Helfenden (Mehmet, 1995; Galeano, 1997). Die Dynamik des Helfens impliziert eine ganze Reihe von Prozessen, die von offenem Zwang bis zur Einimpfung einer spezifischen Struktur oder eines besonderen Wunsches reichen; und die Hilfeleistung ist zuallererst dadurch legitimiert, dass die durch sie erzielte Verbesserung aus der Sicht der Helfenden wahrnehmbar und legitim erscheint (vgl. auch Cooke & Kothari, 2002).

Ich sage nicht, dass diese Forderungen immer intentional oder explizit vorgebracht werden. Wenngleich dies – etwa im Fall makropolitisch internationaler Hilfsprogramme – manchmal durchaus der Fall ist, wenn etwa zynischerweise Entwicklung im Sinne der Geberländer definiert wird und dazu dient, diejenigen, die dann Schuldner werden, weiter auszubeuten¹ (vgl. Norgaard, 1994). Sogar der Waffenhandel bedient sich heute des Entwicklungshilfediskurses².

Gleichwohl halte ich diese Anleihe bei *Post-Development* und *Post-Colonial Studies* insofern für passend, als sie genau die historische und die aktuelle Form der heute relevanten Problematik des Unterstützens und des Helfens verdeutlicht. Genau damit haben die Vertreter/innen einer kritisch-reflexiven Entwicklungsarbeit zu kämpfen, ebenso all jene,

die mit unterdrückten oder marginalisierten Gruppen arbeiten. Wie kann die eigene Arbeit helfen oder auch nur: nützlich sein, ohne die Zielsetzungen und Ausrichtungen derjenigen, denen diese Arbeit helfen soll, willentlich oder unwillentlich einzuschränken, zu beschneiden oder zu entradikalisieren? Wie soll man politisches Engagement umsetzen, ohne jene kolonialistischen und paternalistischen Bestrebungen wieder aufzunehmen, die die liberalistische, humanistische Lesart emanzipatorischer Projekte strukturiert haben?³

Die Psychologie wurde seit jeher als einer der ›helfenden Berufe‹ angesehen, vermittelt sie doch professionelle *skills* des Helfens. In der Tat – wir wissen nur zu gut, wie hilfreich der ›Psy-Komplex‹ für die Moderne und den Nationalstaat war, indem er Methoden und logische Grundlagen für die Klassifikation und Schichtung von Individuen und Populationen zur Verfügung stellte (vgl. Rose, 1985). Allerdings ist mein Eindruck mittlerweile, dass in den letzten Jahren britische Student/innen nicht mehr Psychologie studieren wollen, weil sie etwas über sich selbst erfahren wollen oder gar, weil sie helfen wollen, sondern sie wollen – analog zur wachsenden Instrumentalisierung von Wissen, die für die Wissensgesellschaft typisch ist – in einem instrumentellen Sinn etwas ›mit‹ anderen Menschen tun, sie wollen etwas ›über‹ andere Menschen wissen, Expertise über sie erlangen (ein Indikator dafür ist z. B. der Aufstieg der forensischen Psychologie). Und die Problematik des modernen Projektes der Emanzipation in der Geschichte der Psychologie wird immer unbedeutender, während die Disziplin an Popularität gewinnt, sowohl als Studiengang als auch in Formen der Gouvernementalität.

Dies scheint *state of the art* in der Politik zu sein unter dem Signum der Postmoderne oder dessen, was wir vielleicht besser Spätkapitalismus nennen sollten oder – noch relevanter für die Psychologie – Neoliberalismus. Es ist all zu schwierig geworden, irgendetwas zugunsten anderer zu tun, wir haben gelernt, nicht einmal anzunehmen, dass diese anderen unsere Hilfe wollen, da bereits die Annahme selbst ein Defizit oder eine Beziehung der Unterlegenheit impliziert, die man bestreiten sollte. In diesen antifundamentalistischen Zeiten erscheint es oft leichter, die anderen allein zu lassen und damit fortzuschreiten, die eigenen Spezialisierun-

gen und Komplexitäten zu konzeptualisieren: das ist der Solipsismus des *reflexive turn*, wenn dieser nicht mit Engagement gekoppelt ist (vgl. Canadianay, 2003; Burman, 2004a).

Ist dies das Modell, entlang dessen wir – in den kritischen Projekten in der Psychologie und in ihrem Umfeld – unsere Interessen und Differenzen ausarbeiten sollten? Die Politik des Helfens ist so schwierig, weil es darum geht, etwas zu tun mit dem Privileg der eigenen, relativ machtvollen Position *und* – in den kritischen Formen des Helfens – auch darum, eine nicht-teleologische Vision der Veränderung voran zu bringen (jedenfalls für die Helfenden), sowohl persönlich als auch politisch. Man könnte sagen, dass die Art und Weise, wie es der kritischen Psychologie gelingt, ihre Beziehungen zu diesen anderen Strömungen – denen sie intellektuell verpflichtet ist, deren Existenz sie aber mit schlechtem Gewissen verleugnet – zu konfigurieren, zukunftsweisend ist für weitere, unleugbar dringend notwendige Strategien des Engagements.⁴

Es sollte klar geworden sein, dass ich nicht der Ansicht bin, dass feministische antirassistische Arbeit (bzw. das, was ich hier unter diesem Etikett beschreibe) in irgendeiner Weise auf die Unterstützung der kritischen Psychologie angewiesen ist. Eher ist es an der kritischen Psychologie zu zeigen, was sie diesbezüglich anzubieten hat. Angesichts unserer relativ privilegierten Positionen als anerkannte Beurteiler ›normaler‹ psychischer Zustände und Funktionen gibt es natürlich sehr viel, was wir tun könnten. Aber wie sieht es damit bislang aus? Ich werde nun erörtern, in welcher Weise sich die kritische Psychologie bis heute mit feministischer antirassistischer Kritik befasst hat, um danach zu diskutieren, wie eine solche Kooperation vielleicht verbessert werden könnte.

Wie es nicht geht: Die Aneignung/Marginalisierung feministischer antirassistischer Einflüsse

Die Entstehung und der Erfolg der kritischen Psychologie verdanken sich in hohem Maße der Arbeit von Feministinnen, die – zusammen mit anderen radikal kritischen Gruppen – überzeugende Kritik an der aktuellen Praxis der Psychologie geübt haben. Sowohl feministisch wie antirassis-

tisch ausgerichtete kritische Bewegungen (oft mit Bezug auf poststrukturalistische Ansätze) haben bedeutende Einsichten über die praktischen und konzeptuellen Defizite der Psychologie erarbeitet, insbesondere bezüglich ihrer Verstrickung in Unterdrückungspraktiken (vgl. z. B. Henriques et al., 1984; Richards, 1997; Burman, 1990).

Allerdings wurde der Einfluss dieser Arbeiten innerhalb der Psychologie, wie ich zeigen werde, durch eine Reihe von Mechanismen verringert, die vielleicht etwas mit ihrem mehrdeutigen Status als professionelle Praxis zu tun haben: Während die Sozialarbeit sich stets auch als gegen Unterdrückung und Missbrauch gerichtete Praxis verstanden hat, gibt es für die Psychologie keinen solchen Diskurs. Und wenn wir auch Studiengänge und wissenschaftliche Journale über ›die Psychologie der Frau‹ oder ›schwarze Psychologie‹ haben, so neigen diese meist dazu, die sehr kontextspezifischen Positionen, die sie etikettieren, zu individualisierten Identitäten zu abstrahieren.

Angesichts der paradoxen Lage, einerseits *moderne* Bewegung zu sein – mit dem transformativen, programmatischen Anspruch, Formen der Unterdrückung zu entwurzeln – und andererseits auf die Dekonstruktion bestehender Normen und Konzeptionen zu zielen, ist es kein Zufall, dass sowohl antirassistische als auch feministische Kritik in je spezifischer, aber durchaus enger Verbindungen zu marxistischen, poststrukturalistischen und psychoanalytischen Quellen stehen. Ich möchte aber hier behaupten, dass feministische und antirassistische Bewegungen – und auch ihre enge Beziehung untereinander – nützliche Hinweise dafür geben können, wie die kritische Psychologie Strategien politischen kritischen Engagements errichten und dabei der Dynamik der Inkorporation in psychologische Curricula oder Forschungsprogramme widerstehen kann.

Jenseits von Inklusionsbemühungen

Es ist klar, dass feministische und antirassistische Arbeiten in den Bezugnahmen der kritischen Psychologie häufig auftauchen. Es ist allerdings nicht die Frage, ob diese Richtungen anerkannt werden, sondern wie. Es geht, wie ich bereits angedeutet habe, nicht nur darum, Gender oder Ras-

sismus überhaupt zum Thema zu machen, in der Annahme, dass allein dadurch schon auf geheimnisvolle Weise eine Veränderung ausgelöst werde. Und es geht auch nicht einfach um den Einfluss feministischen und antirassistischen Denkens, das ja sehr weit verbreitet ist, wenn auch nicht unter diesem Namen. ›Gender‹ oder ›Kultur‹ sind dafür die akzeptableren Termini (wie etwa auch die weltweite Verschiebung der Begriffe *Womens' Studies* oder *Feminist Studies* hin zu *Gender Studies*). Begriffe wie ›Gender‹ oder ›Kultur‹ passen sehr gut in die orthodoxe Psychologie und deren Besetzung mit individueller Differenz und Intergruppenvariationen. Es ist allzu leicht, sie als individuelle Attribute oder Faktoren darzustellen, die sich dann nicht mehr auf historische und politische Kontingenzen beziehen lassen und auch nicht mehr auf Klassendifferenzen – auf diese in der Psychologie unausgeführte Kategorie.

Wenn wir nicht etwas dafür tun, werden die besten Gewinne einer antirassistischen und post-kolonialistischen feministischen Position, die sich um die gegenseitige Abhängigkeit der Konzepte ›Gender‹ und ›nationale Identität‹ (vgl. z. B. McClintock, 1995; Yuval-Davis, 1997) oder um die – durch staatlich institutionalisierte Migrationsbestimmungen verdeckte – Verbindung zwischen Staatsform und intrafamiliärem Missbrauch bemühen, verloren gehen. Möglicherweise ist die Psychologie diejenige Sozialwissenschaft, die sich am wenigsten mit ihrer eigenen Rekonstruktion befasst hat. Leider sind die ›Rekonstruktionsversuche‹ der 1970er Jahre (z. B. Armistead, 1974; Gilham, 1978) im Stadium politisch utopischer Forderungen verblieben, wenn sie auch gleichwohl bis heute relevant sind.

Die Politik der Inklusion lässt die Psychologie bei der Analyse ›gegen-derter‹ oder auf ethnische Fragen zugeschnittener Positionen verweilen (auch Sexualität wäre ein gutes Beispiel) und macht diese Begriffe anfällig für eine gütliche Einverleibung *als* psychologische Kategorien. Als Identitätskategorien und diskursive Themen treten solche Analysen von ›Gender‹ und ›Kultur‹ uns im besten Falle noch im Gewand eines liberalen Voyeurismus entgegen (indem sie interessante Variationen dokumentieren, ohne deren gegenseitige Konstitution und die dabei bestimmenden Machtbeziehungen zu analysieren). In schlimmsten Falle stellen sie die

Strategie der Unterdrückten heraus, um sie lenkbarer und fügsamer zu machen.

Auf diese Weise passt sich der Fokus auf Gender und/oder Kultur viel zu sehr an eine marktorientierte Psychologie an. Wenn immer mehr Frauen oder Angehörige ethnischer Minderheiten in Machtpositionen gelangen, so ist damit noch nichts über die Veränderung von Strukturen gesagt – wengleich es diesen Strukturen natürlich ein freundlicheres Aussehen verleiht. In Wirklichkeit macht doch die institutionelle Sorge für die Feminisierung der Psychologie gerade deutlich, auf welchen diskreten Wegen eine solche Inklusion verläuft, und der Terminus ›Feminisierung‹ verweist ja selbst auf eine höchst bewegliche und mehrdeutige Politik.⁵

Was dabei verloren geht, ist die Verbindung zu politischen Aktivitäten außerhalb der Psychologie, wodurch wiederum genau die binäre Unterscheidung ›individuell vs. sozial‹ reproduziert wird, gegen die sich kritische Psycholog/innen wenden. Die Psychologie bleibt damit entpolitisiert, individualisiert. Natürlich ist es heute viel leichter möglich, als Psychologin feministische und antirassistische Arbeit zu machen – auch ich selbst bin im Großen und Ganzen recht froh, genau dies zu tun. Aber was für eine Arbeit ist das, wo befindet sich ihr Interventionsfeld? Wird die kritische Psychologie denselben Weg gehen, wie der Soziale Konstruktivismus oder die Diskursive Psychologie, die zwar feministische und antirassistische Arbeiten einbeziehen, deren Motive und Ursprünge jedoch leugnen?⁶ Oder wird sie sich durch die Anbindung an spezifische Methodologien und Techniken vergegenständlichen lassen und damit den Zusammenhang mit der umstrittenen Politik, aus der sie sich begründete, verlieren, sodass sie schließlich zum Medium der Weitergabe pluralistischer Variationen von ›Nischen‹ im Markt der Wissenschaften zergliedert wird? All dies führt dazu, diese wichtigen Debatten zu abstrahieren und zu enthistorisieren.

Es lassen sich durchaus nachvollziehbare Gründe dafür nennen, dass feministische und antirassistische Ansätze auch innerhalb der kritischen Psychologie marginalisiert wurden. So hat sich die feministische Psychologie von einem Standort für kritische Debatten zu einem akzeptierten

Bereich der Psychologie entwickelt (vgl. Burman, 1998, 1995). Und anti-rassistisch orientierte Feministinnen liieren sich aus taktischen Gründen mit unterschiedlichen methodologischen oder konzeptuellen Paradigmen oder Disziplinen, sodass es schwierig wird, ihre Position und Ziele klar zu bestimmen. Gerade wegen des Anspruchs, Strukturen von Gender und Ethnisierung zu dezentrieren, ist es schwer, die damit befassten Ansätze als Bestandteile akademischer Schulen zu identifizieren. Man könnte nun den Eindruck gewinnen, dass ich einfach beides haben möchte: dass es mir darum geht, dass antirassistische und feministische Ansätze anerkannt werden *und* ihre Position als marginalisiert beibehalten können. Aber es geht mir um noch mehr: kritische Psycholog/innen müssen nicht einfach nur den Wert feministischer und antirassistischer Arbeit anerkennen, um jenen, die sie tun, die gebührende Anerkennung zu erweisen. Sondern wir können es uns auch in unserem eigenen Sinne nicht erlauben, diese Debatten zu ignorieren.

Wie es funktionieren kann/sollte

Ich kann hier nicht wirklich beschreiben, sondern nur kurz skizzieren, wie die Geschichte des feministischen Antirassismus diesen selbst zum Ort der politischen Aktivität und Auseinandersetzung gemacht hat. Schwarze Feminismen, Feminismen der Dritten Welt (und auch lesbische Feminismen) haben die Exklusionen der *second-wave Feminismen* entlarvt und die feministische Landschaft unverrückbar neu geformt und die Fragestellungen feministischer Forschung moderater formuliert (z. Überblick vgl. z. B. Brooks, 1997). Aber auch die feministische Kritik antikolonialistisch oder antirassistisch ausgerichteter Projekte hat auf die (aktuelle oder historische) Romantisierung von Gemeinschaft und Tradition aufmerksam gemacht, und beständig auf die nach Klasse, Alter, Gender und Sexualität strukturierten Fraktionierungen hingewiesen, die alle Gemeinschaften durchziehen – ob sie nun kolonialisiert, postkolonial, präkolonial, Mehrheit oder Minderheit sind (vgl. Alexander & Mohanty, 1997; Bhavnani, 2001). Sie zeigen den analytischen Gewinn auf, der sich aus dem Fokus auf die komplexe Verschränkung von Ethnie, Klasse und

Gender ziehen lässt (ein besonders relevantes Beispiel bietet die Arbeit von Yuval-Davis, 1997). Diese dichten, schwierigen Arbeiten sind umstritten und bieten viel Reibungsfläche für einige Hauptfelder politischer Sensibilität – etwa dort, wo sie einem liberalen Multikulturalismus die Stirn bieten, indem sie zeigen, wie er in den Kulturrelativismus abdriftet und sich mit dem neuen Rassismus, der nun auf kulturelle Differenz beharrt, verbündet⁷ (vgl. auch Gupta, 2003). Die hier gemeinten Ansätze sind konzeptueller und praktischer Natur, da sie von praktischen Interventionen – etwa politischen Kampagnen – ihren Ausgangspunkt nehmen und sie zugleich adressieren, um etwas zu verändern. Ich werde nun noch kurz vier Begriffe behandeln, die aus solcher Arbeit hervorgegangen sind und sich im letzten Projekt, bei dem ich beteiligt war – es ging um Einrichtungen gegen familiäre Gewalt gegen Frauen mit Migrationshintergrund – als politisch und konzeptuell lohnend erwiesen haben: Minorisierung, Intersektionalität, kulturelle Privilegiertheit und ›Übersensibilisierung für ethnische Differenz‹.

1. Minorisierung

Minorisierung ist ein relationaler Begriff, der im Zuge anderer Nominalisierungen der Sozialtheorie (insbesondere als ›Ethnisierung‹) aufkam. Er konstituiert eine Beziehung (zwischen Minderheit und Mehrheit) und wendet sich damit gegen ahistorische oder naturalistische Ansätze. Er widersteht der Psychologisierung im Sinne der Attribution von Eigenschaften oder Verantwortlichkeiten, die sich an Individuen wendet. Er widersteht kulturellen Essentialismen, die vom konkreten Kontext kultureller Praktiken abstrahieren; ebenso widersteht er kulturellen Spezifizierungen – und er liefert ein Argument gegen boshafte Vergleiche zwischen minorisierten Gemeinschaften oder auch die zwischen einer ›Migranten‹-Gemeinschaft und ihrer – unterstellten – geographischen ›Herkunftsgemeinschaft‹ (und weist auf strukturelle Einflüsse von Exil, Migration und Rassismus hin). Zentral ist, dass dieser Begriff die Analyse von Machtbeziehungen zwischen Mehrheiten und Minderheiten in den Vordergrund rückt – indem er fragt: wer ist dominant und warum? Ganz offensichtlich ist in vielen Teilen der Welt die regierende koloniale Klasse die Min-

derheit. In Großbritannien wurden just durch das Zusammenwirken von alten imperialistischen und neueren Arbeitsmarktinteressen minorisierte Gruppen als kulturell und ökonomisch marginalisiert dargestellt.

2. Intersektionalität

Wie bereits angedeutet, wurde die Debatte über Intersektionalität durch schwarze und lesbische Feministinnen eingeführt. Die traditionelle Psychologie hat ihre Schwierigkeiten mit dem Konzept der Intersektionalität, da dieses die Einheit und die Priorität des Subjekts sowie dessen aufgepöppelte Attribute (wie Gender, Kultur, Klasse oder Sexualität) in Frage stellt. Feministische Ansätze haben sich im Rekurs auf diese Frage mit den unterschiedlichen Weisen befasst, wie Gender ausbuchstabiert werden kann und seinen singulären oder privilegierten Status als politische Analysekatégorie hinterfragt. Auch wenn solche Debatten oft als kritische Analysen von ›Differenz‹ realisiert werden (vgl. z. B. Maynard, 1994; Spelman, 1988), gibt es auch Einigkeit über den vernetzten Charakter von Gender, Ethnie, Klasse und Sexualität (der viel direkter politisch ausgeschlachtet werden kann als Konzepte von Hybridität). Wir können mit diesem begrifflichen Instrumentarium zum Beispiel von geschlechtsspezifischen Formen ethnisierter Identität oder Klasse sprechen oder auch von klassenbezogenen und ethnisierten Formen von Gender (vgl. Walkerdine, 1997).

3. Kulturelle Privilegiertheit

Bislang arbeiten die Diskurse über Kultur gegen die Idee der Intersektionalität, sie ziehen es vor, Kultur als singuläre und homogene Entität oder Identität zu behandeln. Dies hat bereits verschiedentlich sehr unglückliche Folgen gehabt. Antirassistische Ansätze wurden vom Denken des Multikulturalismus und kultureller Diversität verdunkelt. Von dort aus ist es jedoch nur ein kleiner Schritt bis zur Deklaration kultureller Privatheit als Garant für Minderheitenrechte und als einer Art Ausweitung bourgeoiser individueller Rechte. Damit bahnt man der höchst wirksamen Kollusion zwischen den liberalen Begriffen individueller Autonomie

und den scheinbar radikaleren Forderungen nach kultureller Autonomie den Weg. Hier spannen sich die Probleme der britischen Multikulturalismusvariante auf: Die Abstraktion der ›Kultur‹ von ihren praktischen Kontexten dient der Reifizierung und Essentialisierung von Tradition, sodass kulturell unterschiedliche Gemeinschaften homogenisiert oder separiert werden (und damit nebenbei ›Kultur‹ im Verhältnis zu Klasse oder Genderbeziehungen stärker gewichtet wird, vgl. Sivanandan, 1985; Hall, 2000). Eine solche neoliberalistische Position lässt die Gemeinschaften das Ihre tun – so lange sie nicht andere damit belästigen oder belasten, ganz so, wie es der freie Markt kulturellen wie auch industriellen Kapitals möglich macht. Antirassistische feministische Organisationen (wie etwa *Southall Black Sisters* und *Women Against Fundamentalism*) haben darauf hingewiesen, dass im Fall von intrafamiliärer Gewalt in minorisierten Gemeinschaften Gewalt mit Kulturrelativismus einher geht. Das zeigte sich auch in unserer Studie über intrafamiliäre Gewalt: entweder wird von den Gemeinschaften erwartet, dass sie ›selbst für sich sorgen‹ (wobei die Idee der kulturellen Exklusivität wieder aufgebracht wird, gepaart mit einem romantisierenden Blick auf die enge Vernetztheit von Gemeinschaften und die natürliche Sorge des Einzelnen für die Gemeinschaft), oder man impliziert ein relativierendes Verständnis von Gewalt, das diese zu kultureller Praxis verharmlost (vgl. Burman et al., 2004). Damit bin ich beim vierten Konzept.

4. ›Übersensibilisierung‹

Auch kulturspezifische, sensible Konzepte können Interventionen behindern. Neben den tatsächlichen Ressourcendefiziten, wie etwa fehlenden Sprachkenntnissen, lässt sich bei den die meisten herkömmlichen Gesundheits- und Sozialfürsorgestellen eine gewisse Grundangst feststellen, der kulturellen Ignoranz oder ethnischen Diskriminierung beschuldigt werden zu können, wenn sie bestimmte Praktiken minorisierter Gruppen kritisieren. Ob diese Angst sich nun eher im Vermeiden oder eher in der Überbetonung kultureller Belange und kultureller Differenz äußert, in beiden Fällen werden paradoxerweise ethnische Mythen gefördert, die z. B. andeuten, bestimmte (minorisierte) Gruppen akzeptierten Gewalt oder

seien besonders frauenfeindlich⁸. Eine solche (institutionell konstituierte, aber individuell erfahrene) ›Überbetonung des Ethnischen‹ muss als besonders böartige Form eines kulturell sanktionierten moralischen Relativismus gelten, der Praktiker/innen wie Politiker/innen fest im Griff hat – und zwar auf dreierlei Weise:

Erstens wirkt hier die Tendenz bestimmter Formen kultureller Erklärungen, Rasse oder Ethnie stärker zu gewichten als Klasse und Gender.⁹ Wenn Kultur aber einmal als statisch definiert und mit Tradition und insbesondere Religion gleichgesetzt wird, werden gemeinschaftliche Praktiken von Minderheiten vergegenständlicht, die sich eigentlich in der Interaktion mit der dominanten Kultur entwickelt haben. Damit wird genau der falschen Pathologisierung von Kultur Raum verschafft, die die Aufdeckung von Gewalterfahrung für Frauen mit Migrationshintergrund erschwert, da sie fürchten, damit weiteren Rassismus zu schüren. Natürlich bedeutet das aktuelle politische Klima, in dem rassistische Gewalt wieder eskaliert, auch, dass Frauen, die außerhalb ihrer eigenen angeblich natürlichen kulturellen Gemeinschaft Zuflucht vor Gewalt suchen, auf so viel Rassismus stoßen, dass sie wieder in die Situation des Missbrauchs zurückkehren.

Zweitens fungieren die Diskurse der Kulturspezifität oft als Garant für die Entbindung von politischem Engagement bzw. erlauben die Delegation politischer Aktivitäten an jene, von denen man glaubt, dass sie besser qualifiziert oder spezialisiert seien (vgl. Burman et al., 2002). Das Herausstellen ›spezifischer‹ kultureller Bedürfnisse wirkt sich also paradoxerweise so aus, dass es jenen, denen sie zugeschrieben werden, den Zugang zu den gewöhnlich für diese Fälle zuständigen Einrichtungen verwehrt.

Drittens verstellt die Betonung der Kulturspezifität den Blick auf die Art und Weise, wie der Staat die Bedingungen für Gewalt schafft und manchmal aktiv zur Gewalt gegen Frauen beiträgt – sei es in Form expliziter staatlicher Strukturen, wie Migrations- und Ausweisungsbestimmungen oder, weniger offensichtlich, über die Verweigerung staatlicher Rechte gegenüber denjenigen Frauen, die als Ehefrauen nach Großbritannien kamen, wenn die Ehe nicht hält (vgl. z. B. Hayes, 2002; Cohen,

2002). Dies hält Frauen oft davon ab, in Frauenhäusern Zuflucht zu suchen.¹⁰

Ich hoffe, dass dieser kurze Überblick einige konzeptuelle und praktische Ressourcen der feministischen antirassistischen Arbeit vorgestellt hat. Um mich nun gegen den Vorwurf zu verwahren, dass antirassistische und dekonstruktionistische Ansätze nur negative Kritik anzubieten hätten, werde ich im Folgenden ein weiteres Beispiel schildern, welches die Analyse von Minorisierungs- und Intersektionalitätspraktiken vertieft und vielleicht einen Ausblick auf ein mögliches zukünftiges Arbeitsfeld für uns kritische Psycholog/innen erlaubt.

Asyl

Im Kontext der bisherigen Diskussion, die auch auf die Fragwürdigkeit der binären Unterscheidung zwischen Öffentlichem und Privatem einging, möchte ich nun dafür plädieren, die Konzeption und die Praxis politischen Asyls als eine wichtige politische Arena für die kritische Psychologie zu verstehen. Sowohl theoretisch als auch politisch könnten wir durch die Neukonfigurierung der unterschiedlichen Bedeutungen und rivalisierenden Definitionen von ›Asyl‹ einiges dazu gewinnen.

Asyl ist einer jener flottierenden Signifikanten, um mit Laclau und Mouffe (1985) zu sprechen, der viele Arenen der Intersektionalität, von Ethnie / Gender und / respektive Staat / Individuum, umspannt. Erstens sind die vielen Ungerechtigkeiten in der Europäischen Immigrationsgesetzgebung zu nennen. Ich will es so ausdrücken: das unbewusste Schuldgefühl Europas, den Rest der Welt zur Verarmung getrieben zu haben, wird nun in eine imaginäre Angst umgewandelt, dass Asylsuchende alle staatlichen Ressourcen verbrauchen und sich so schnell vermehren würden, dass sie den Charakter der Nation verändern. Diese kollektiven Ängste zeigen sich zum Beispiel deutlich in der *double bind* Situation, in der die Migranten gehalten werden: sie sind ohne Arbeitserlaubnis und damit abhängig von derart unwürdigen Formen staatlicher Hilfe (etwa das berüchtigte *voucher system*¹¹), dass sie gezwungen sind, illegal und

inoffiziell zu arbeiten und sich damit sowohl unkontrollierter Ausbeutung als auch staatlicher Verfolgung aussetzen zu müssen.

Um auf das Stichwort Intersektionalität zurückzukommen, sollten wir hier noch etwas hinzufügen, das die bereits erwähnte Gruppe von Frauen betrifft, die über ihre Ehemänner nach Großbritannien kamen und nun in missbräuchlichen Beziehungen festgehalten werden, da sie ansonsten keinen Zugang zu öffentlichen Zuwendungen haben. Obwohl eine der schwächsten Gruppen in Großbritannien, gibt es keine Institution, die für diese Frauen in irgendeiner Weise zuständig ist. Damit verhindert die Ethnisierung der Migration, neben vielen weiteren Ungerechtigkeiten, die angemessene Beachtung von Genderfragen. Allerdings ist die gegenteilige Auffassung ebenso wenig hilfreich: die Feminisierung des ›dunklen Kontinents‹ und derer, die damit in Verbindung gebracht werden, wurde von Kritikern des Orientalismus ebenfalls als wenig hilfreich für die Behandlung genderspezifischer Fragen kritisiert. All dies sind Probleme, die bei der Beschreibung der Intersektion von Kultur, Migrationsgeschichte, Geschlecht und Minorisierung auftauchen, und all diese Punkte illustrieren auch, wie Forschungen und Interventionen den kritikwürdigen Sachverhalt reproduzieren können, der den Ausgangspunkt ihrer eigenen Aktivität bildete.

Ich möchte nun noch vom bislang thematisierten transnationalen Diskurs zur staatlichen Politik kommen. Asyl hat politische, religiöse und heute – mit dem Aufstieg der säkularen Beichte – auch psychiatrische Konnotationen. In der Einleitung zu Littlewoods und Lipsedges (1982) erschienenem klassischen Werk über ›Ethnie‹ und psychische Gesundheit in Großbritannien wird beschrieben, wie das Wort ›alienist‹ im 19. Jahrhundert für diejenigen stand, »die psychische Krankheiten heilen können«, während die Bedeutung von ›alien‹, ›Fremder‹, wiedergegeben wird mit »wer zu einer anderen Familie, einem anderen Ort gehört, fremd, anders, keiner von uns«. Die, die man als Fremde bezeichnet, so scheint es, sind immer am Ort politischer Verachtung.

Psychiatrie und Psychologie behandeln die Verbindung des ›Psy-Komplex‹ und des Nationalstaats. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der Begriff des Nationalstaats sich mit Bezug auf die Sicherung nationa-

ler Grenzen gebildet hat, fällt uns vielleicht auf, dass die erste Immigrationsgesetzgebung in Großbritannien unter dem Namen *Aliens' Act* 1905 erlassen wurde, um die Migration osteuropäischer Juden nach Großbritannien zu verhindern (Cohen, 1984, 1987, 1988, 2003). Juden der Arbeiterklasse organisierten sich gegen diesen fremdenfeindlichen Erlass. Interessanterweise sprechen auch Littlewood und Lipsedge die Metapher der Alienisierung an und definieren sie als »jemanden entfremden«

Littlewood und Lipsedge nehmen auch das Verb *alienate*, ›be/entfremden‹, in ihre Liste von Definitionen auf und erläutern es als »jemanden entfremden, sich fernhalten oder die Aufmerksamkeit eines anderen von sich abwenden«. Wenngleich die Autoren keine marxistische Definition der Entfremdung diskutieren, leitet ihre Analyse der Entstehung und des Aufstiegs des Kapitalismus eine materialistische Analyse der in Genderbinarismen eingebundenen Rationalität, Bürokratie und Transnationalität ein. In dieser Analyse werden auch Antipsychiatrie- und Antideportationsbewegung thematisiert und zugleich wird eine vertiefte Auseinandersetzung zwischen diesen beiden kritischen Bewegungen und ihren Grundbegriffen eingefordert. Deren zentrales Ergebnis ist, dass beide Seiten vermeiden müssen, die kritischen Ansprüche der je anderen aus taktischen Gründen zu unterminieren. Beispielsweise nehmen Antideportationsforderungen häufig Bezug auf traditionelle Psychatriebefunde, um Evidenz für die psychische Belastung nach der Ausweisung anführen zu können und legitimieren dadurch die medizinische und rechtliche Autorität der Psychiatrie, wobei auch stereotype Geschlechtsrollenzuschreibungen, etwa die der mütterlichen Verantwortung, verwendet werden. Damit werden jene Frauen marginalisiert, die nicht in diesen Typus ›passen‹ (etwa als politische Aktivistinnen). Dagegen beziehen kritische Kampagnen im Bereich der Gesundheitsversorgung Fragen des systeminternen Rassismus und Sexismus oft nicht in ihre Analysen mit ein.

Auch über die Aufgabe hinaus, verschiedene Kampagnen dazu zu bringen, ihre Strategien miteinander zu diskutieren, gibt es noch weiteres zu tun. Denn die Begriffe ›Asylant‹ oder ›Flüchtling‹ mit ihren multiplen Bedeutungen – bezogen auf psychische Gesundheit, psychische und poli-

tische Zuflucht und den Schutz vor sexistischer Gewalt – erfüllen drei Schlüsselkriterien:

Erstens bringen sie das Öffentliche und das Private auf eine Linie, indem sie das Psychische mit dem Sozialen verbinden, etwa Geschlechtsrollen in der Pflege oder in der Sexualität mit der Struktur der Zivilgesellschaft und die ethnisierte Form der Kontrolle über Körper und Arbeit. Hier ist die von den feministischen antirassistischen Ansätzen beharrlich vorgebrachte Betonung der Intersektionalität von Geschlecht und ethnischer Herkunft von großem Nutzen.

Zweitens haben diese Begriffe unterschiedliche Arten von Widerstandsbewegungen hervorgebracht. Wie verhält sich die Kampagne *Reclaim Bedlam** zu Kampagnen gegen die Einwanderungsgesetze? Sind unterschiedliche kulturspezifische Einrichtungen und ihre Programme miteinander vereinbar? Was passiert durch diese scheinbare Renaissance der Identitätspolitik mit der Klasse (ihrem Bewusstsein, ihrer Solidarität)? Wie können wir uns – nach Badiou (2001) und die Verbindung zwischen Psychologie, Psychiatrie und Rassismus unterlaufend – auf die (gemeinsamen) Stimmen der ›Fremden‹ stützen und sie unterstützen?

Drittens, geht es hier um die Asymmetrien der reaktionären Forderungen, die bis heute gegen die Asylsuchenden und gegen schutzsuchende Frauen laut werden: ›Warum kehrt ihr nicht zurück nach Hause?‹ ›Warum geht sie nicht wieder?‹ Was in diesem reaktionären Diskurs unausgeführt bleibt, sind die Rolle der Gastkultur und der bedeutungsaufgeladene, interaktive Raum des Engagements.

Schließlich möchte ich noch behaupten, dass die Arbeit am Signifikanten ›Asyl‹ politische Konsequenzen auch für Laclau und Mouffe (1985) hat. Mein Ansatz hat sich damit befasst, wie sich Debatten zwischen Aktivist/innen, nicht Wissenschaftler/innen abspielen. Die Mobilität dieses Signifikanten betrifft nicht in erster Linie die flexiblen Variationen internationalen Kapitals, sondern die damit verbundenen Konflikte sind materieller Art und beinhalten produktive Kämpfe und Verschiebungen.

Kritisch bleiben, auch außerhalb der Psychologie

Ich will abschließend zum Projekt einer kritischen Psychologie zurückkommen. Das Problem der kritischen Psychologie ist, dass sie ihre Position in Relation zur Psychologie bestimmt – und nicht zu einer expliziten politischen Arena. Damit ist die Psychologie alleiniger Bezugspunkt. Die kritische Psychologie wird zu einer ›Einzelkampagne‹ und ist damit sowohl eingeschränkt als auch von tief greifenderen Analysen abgeschnitten. Sie ist damit – ganz wörtlich – zu einer rein akademischen Übung geworden, hauptsächlich an Universitäten durchgeführt und nicht von pädagogisch, klinisch oder in der Gemeindefarbeit tätigen Psycholog/innen. Das hat natürlich etwas damit zu tun, wer die notwendige institutionelle Unterstützung erhält und wer nicht, aber das ist nicht alles. Außerhalb der angelsächsischen kritischen Psychologie arbeiten kritische Psychologinnen viel häufiger in praktischen Kontexten mit Nicht-Wissenschaftler/innen zusammen – obwohl die kritische Psychologie als Bewegung dort viel jünger ist (vgl. Hook et al, 2004). Eine solche, neu entstandene und entstehende kritische Psychologie hat bestimmte kulturelle und politische Bedingungen, die Ausgangspunkt und Ziel ihrer Bemühungen sind, etwa die kolonialisierenden, globalisierenden und dennoch ausgrenzenden Impulse der angelsächsischen Psychologie – und wir sollten darauf achten uns nicht als eher unkritische Befürworter/innen der letzteren zu verstehen.

Ich trete hier dafür ein, dass wir als kritische Psycholog/innen, die aufgrund unseres kulturellen Kapitals einiges an Autorität mobilisieren und uns an nützlichen Interventionen beteiligen können. Als anschauliches und hoffentlich anregendes Beispiel habe ich mich auf das Konzept politischen Asyls und dessen Verbindung zu den Kategorien Gender und Ethnie bezogen. Dabei zeigt sich, wie die Ebene des Individuellen, des Staatlichen und transnationaler Belange notwendigerweise verstrickt und reziprok konstitutiv sind. Die beschriebenen Arenen der Analyse und Intervention hinterfragen nicht nur die psychologische Praxis, sondern bringen ihre Beteiligung an der Politik des Asyls zum Vorschein. Die beweglichen Signifikanten des Asyls umspannen Felder, auf die die unkriti-

sche Psychologie angewiesen ist, um ihr Brot zu verdienen. Als kritische Psycholog/innen, wenn dieses Etikett irgendeine Bedeutung haben soll, könnten wir etwas dafür tun, dass auch kritische Psychologie nicht mehr nur das Feld Psychologie umspannt.

(Aus dem Englischen von Barbara Zielke)

► Anmerkung der Übersetzerin

- * *Bedlam* – ältere Bezeichnung Bethlehems. *Reclaim Bedlam* ist der Name einer Antipsychiatrie-Bewegung, die sich zunächst auf einen 1997 vom Bethlehem and Maudsley NHS Trust veröffentlichten – unkritischen – Bericht über die Geschichte der Psychiatrie bezog; heute steht *Reclaim Bedlam* für mehrere vernetzte Kampagnen gegen die Diskriminierung von Psychiatriepatient/innen.

► Anmerkungen

- 1 Die Parallele kann weitergeführt werden: ›Schuldenerlass‹ wäre durchaus ein sinnvoller Slogan um auf den Imperialismus der angelsächsischen und US-amerikanischen Psychologie hinzuweisen, da er auf den gewaltsam errichteten Charakter der intellektuellen Abhängigkeiten und ›Einbahnstraßen‹ hinweist.
- 2 Vergleiche zum Beispiel *Eurofighter Battling for Foreign Sales*, Hauptartikel, November 2002; <http://www.nationaldefensemagazine.org/article.cfm?Id=953>.
- 3 Interessanterweise scheinen Psychotherapeut/innen diesem Trend nicht zu folgen, auch scheinen sie von den erwähnten Sorgen nicht getrieben. Vielleicht, weil sie ihre Arbeit nicht so sehr an eine Vision der großen Zusammenhänge binden und sich damit trösten, ihre Interventionen auf der individuellen oder intrapsychischen Ebene sinnvoll zu gestalten. Oder – was wahrscheinlicher ist – weil sie Zugang haben zu professionellen Konzepten, die explizit dazu geeignet sind, ihre eigenen Wünsche und Identifikationen mit ihren Klient/innen zu problematisieren.
- 4 Es ist interessant, dass fast allen vergleichbaren Begriffen – etwa Zusammenarbeit, Kooperation, Partnerschaft – bereits eine lange Geschichte der Wiedergutmachung und Befriedung anhaftet.
- 5 Dies habe ich an anderer Stelle ausgeführt (Burman, 2004b).
- 6 Diesen Anspruch habe ich detailliert begründet (vgl. Burman, 1999).
- 7 Für eine Analyse dieses Prozesses vgl. Burman und Chantler (2004).

- 8 In Großbritannien ist dies besonders bei Frauen aus muslimischen und einigen afrikanischen Ländern der Fall.
- 9 Klasse ist ein wirkungsmächtiges – wenn auch meist nicht benanntes – Element häuslicher Gewalt, da der Zugang zu ökonomischen Ressourcen ein Hauptgrund für viele Frauen ist, an erniedrigende Gewalt gebunden zu bleiben und gleichzeitig die Sichtbarkeit häuslicher Gewalt beeinflusst – zum Beispiel weil Frauen aus den mittleren Einkommenschichten typischerweise gar nicht in den genannten Einrichtungen auftauchen, sondern anderswo Zuflucht suchen.
- 10 Frauenhäuser sind in Großbritannien zum Großteil mit dem staatlichen Programm der *Women's Aid Federation* verbunden, auch wenn es einige autonome Häuser gibt, die etwa mit *Women's Aid*, häufig auch mit anderen schwarzen feministischen Kampagnen oder Gruppierungen (etwa *Imkaan*) zusammen arbeiten. Diese haben auf das Problem hingewiesen, dass sie keinen Zugang zu öffentlichen Mitteln haben.
- 11 *Vouchers*, eine Art Belegmarken, wurden an Asylsuchende verteilt und berechtigten nur zum Tausch gegen Ware, die die Händler herausgeben wollten, Wechselgeld wurde nicht gegeben. Durch dieses Zettelsystem wurden diejenigen stigmatisiert, die sie benutzten und es wurde zum Beispiel für eklatante ethnisch begründete Misshandlung.

► Literatur

Alexander, Jacqui & Mohanty, Chandra Talpade (Eds.) (1997). *Feminist Geneologies, Colonial Legacies and Democratic Futures*. New York and London: Routledge.

Amos, Valerie & Parmar, Pratibha (1984). Challenging imperial feminism. *Feminist Review*, 17, 3-21.

Anthias, Floya & Yuval-Davis, Nira (1992). *Racialized Boundaries: race, nation, gender, colour and class and the anti-racist struggle*. London: Routledge.

Armistead, Nigel (1974). *Reconstructing Social Psychology*. Harmondsworth: Penguin.

Badiou, Alain (2001). *Ethics*. London: Verso.

Bhavnani, Kum- Kum (1990). What's power got to do with it? Empowerment and social research. In Ian Parker & John Shotter (Eds.), *Deconstructing Social Psychology* (pp. 141-152). London: Routledge.

- Bhavnani, Kum-Kum (1993). Talking racism and the editing of women's studies. In Diane Richardson & Victoria Robinson (Eds.), *Introducing Women's Studies* (pp. 27-46). London: Macmillan.
- Bhavnani, Kum-Kum (Ed.) (2001). *Feminism and ›Race‹*. New York and London: Routledge.
- Brah, Avtar (1996). *Cartographies of diaspora*. London: Routledge.
- Brooks, Ann (1997). *Postfeminisms: feminisms, cultural theory and cultural forms*. London: Routledge.
- Burman, Erica (Ed.) (1990). *Feminists and Psychological Practice*. London: Sage.
- Burman, Erica (1995). Challenging Women. In Erica Burman, Pam Alldred, Catherine Bewley, Brenda Goldberg, Colleen Heenan, Deborah Marks, Jane Marshall, Karen Taylor, Robina Ullah & Sam Warner (Eds.), *Challenging Women: Psychology's Exclusions, Feminist Possibilities* (pp. 1-18). Buckingham: Open University Press.
- Burman, Erica (1998). Deconstructing feminist psychology. In Erica Burman (Ed.), *Deconstructing Feminist Psychology* (pp. 1-29). London: Sage.
- Burman, Erica (1999). Whose construction? Pointers from a feminist perspective. In David J. Nightingale & John Crombie (Eds.), *Reconstructing Social Constructionism: a critical analysis of theory and practice* (pp. 159-175). Buckingham: Open University Press.
- Burman, Erica (2004a). Taking women's voices: the psychological politics of feminisation. *Psychology of Women Section Review*, 6 (1), 3-21.
- Burman, Erica (2004b). Organising for change? Group analytic perspectives on a feminist action research project. *Group Analysis*, 37 (1), 91-108.
- Burman, Erica, Chantler, Khatidja & Batsleer, Janet (2002). Service responses to South Asian women who attempt suicide or self-harm. *Critical Social Policy*, 22 (4), 641-669.
- Burman, Erica, Smailes, Sophie L. & Chantler, Khatidja (2004). ›Culture‹ as a barrier to service provision and delivery: domestic violence services for minoritised women. *Critical Social Policy*, 24 (3), 332-357.
- Burman, Erica & Chantler, Khatidja (2004). There's ›no place‹ like home: researching, ›race‹ and refuge provision. *Gender, Place and Culture*, 11 (3), 375-397.
- Canaday, Margot (2003). Promising alliances: the critical feminist theory of Nancy Fraser and Seyla Benhabib. *Feminist Review*, 74, 50-69.

- Carby, Hazel V. (1992). ›White women listen!‹: Black feminism and the boundaries of sisterhood. In Centre for Contemporary Cultural Studies (Ed.), *The Empire Strikes Back: race and racism in 70s Britain*. London: Hutchinson.
- Carr, Stuart C., McAuliffe, Eilish & MacLachlan, Malcolm (1998). *Psychology of Aid*. London: Routledge.
- Cohen, Steve (1984). *That's Funny You Don't Look Anti-Semitic: an antiracist analysis of left anti-Semitism*. Leeds: Beyond the Pale Collective.
- Cohen, Steve (1987). *It's the same old story: Immigration controls against Jewish, Black and Asian people, with special reference to Manchester*. Manchester: Manchester City Council Public Relations Office.
- Cohen, Steve (1988). *From the Jews to the Tamils: Britain's mistreatment of refugees*. Manchester: Manchester Law Centre.
- Cohen, Steve (2002). *Immigration Controls, the Family and the Welfare State*. London: Jessica Kingsley.
- Cohen, Steve (2003). *No One is Illegal*. London: Jessica Kingsley.
- Cooke, Bill & Kothari, Uma (Eds.) (2002). *Participation: the new tyranny*. London: Zed Books.
- Davis, Angela Y. (1981). *Women, Race and Class*. London: The Women's Press.
- Galeano, Eduardo (1997). ›To be like them‹. In Majid Rahnema & Victoria Bawtree (Eds.), *The Post-Development Reader* (pp. 214-222). London: Zed Books.
- Gillham, Bill (1978). *Reconstructing Educational Psychology*. London: Croom Helm.
- Grant, Joan (Ed.) (1996). *Women, Migration and Empire*. Staffordshire: Trent-ham Books.
- Gronemeyer, Marianne (1993). Helping. In Wolfgang Sachs (Ed.), *The Development Dictionary: A Guide to Knowledge as Power* (pp. 53-69). London: Zed Books.
- Gutpa, Rahila (Ed.) (2003). *From homebreakers to jailbreakers: Southall Black Sisters*. London: Zed Press.
- Hall, Stuart (2000). Conclusion: the multi-cultural question. In Barnor Hesse (Ed.), *Unsettled Multiculturalisms* (pp. 209-241). London: Zed Books.
- Hayes, Debra (2002). Outsiders within: the role of welfare in the internal control of immigration. In Janet Batsleer & Beth Humphries (Eds.), *Welfare, Exclusion and Political Agency* (pp. 63-78). London: Routledge.

- Henriques, Julian, Hollway, Wendy, Venn, Couze, Urwin, Cathy & Walkerdine, Valerie (1984). *Changing the Subject*. London: Methuen.
- Hill Collins, Patricia (1990). *Black Feminist Thought*. New York and London: Routledge.
- Hollway, Wendy (1989). *Subjectivity and Method in Psychology*. London: Sage.
- Hook, Derek, Mkhize, Nhlanhla, Kiguwa, Peace & Collins, Anthony (Eds.) (2004). *Critical Psychology in South Africa*. Cape Town/Juta: University of Cape Town Press.
- Hooks, Bell (1990). *Yearning*. Boston: South End Press.
- Laclau, Ernest & Mouffe, Chantal (1985). *Hegemony and socialist strategy: towards a radical democratic politics*. London: Verso.
- Lewis, Gail (1996). Situated voices: ›Black women's experience‹ and social work. *Feminist Review*, 22, 24-54.
- Littlewood, Roland & Lipsedge, Maurice (1982). *Aliens and Alienists: Ethnic Minorities and Psychiatry*. Routledge: London.
- Lorde, Audre (1984). *Sister Outsider*. New York: The Crossing Press.
- Mama, Amina (1984). Black women, the economic crisis and the British state. *Feminist Review* 17, 21-36.
- Maynard, Mary (1994). ›Race‹, gender and the concept of difference in feminist thought. In Haleh Afshar & Mary Maynard (Eds.), *The Dynamics of ›Race‹ and Gender* (pp. 9-25). London: Taylor & Francis.
- McClintock, Anne (1995). *Imperial leather*. New York and London: Routledge.
- Mehmet, Ozay (1995). *Westernizing the Third World*. London and New York: Routledge.
- Norgaard, Richard B. (1994). *Development Betrayed*. London and New York: Routledge.
- Phillips, Anne (1991). *Engendering Democracy*. Cambridge: Polity Press.
- Ramazanoglu, Caroline (1989). *Feminism and the contradictions of oppression*. London: Routledge.
- Richards, Graham (1997). ›Race‹, Racism and Psychology. London: Routledge.
- Rose, Nikolas S. (1985). *The Psychological Complex*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Rowbottom, Sheila, Segal, Lynne & Wainwright, Hilary (1979). *Beyond the Fragments: feminism and the making of socialism*. London: The Merlin Press.

Sivanandan, Ambalavanar (1985). RAT and the degradation of black struggle. *Race & Class*, 26 (4), 1-33.

Spelman, Elizabeth (1988). Gender Race: The ampersand problem in feminism. In Elizabeth Spelman & Howard Bryant (Eds.), *Inessential Women* (pp. 114-132). New York: Beacon Press.

Walkerdine, Valerie (1997). *Daddy's Girl*. London: Macmillan.

Ware, Vron (1992). *Beyond the Pale: white women, racism and history*. London: Verso.

Yuval-Davis, Nira (1997). *Gender and Nation*. London: Sage.